

Zeitschrift:	Itinera : Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte = supplément de la Revue suisse d'histoire = supplemento della Rivista storica svizzera
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band:	26 (2007)
Artikel:	Bewunderung und heimliche Angst : gesellschaftliche und kulturelle Reaktionen in Bezug auf das deutsche Kaiserreich
Autor:	Jost, Hans Ulrich
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-1078005

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bewunderung und heimliche Angst: Gesellschaftliche und kulturelle Reaktionen in Bezug auf das deutsche Kaiserreich

Hans Ulrich Jost

Die Bilder, die sich Schweizer über Deutsche oder Deutschland machen, sind entsprechend der fragmentierten Struktur der Schweiz vielfältig und widersprüchlich. Jede Region der Schweiz entwickelt ihre eigene Version des Deutschlandbildes, und die kulturell im benachbarten Ausland verankerten Sprachregionen kommen in bestimmten historischen Momenten zu geradezu gegensätzlichen Sichtweisen, so dass Bilder über Deutsche und Deutschland von drohend Schwarz bis strahlend Weiss reichen. Aber auch innerhalb der verschiedenen sprachlichen oder kulturellen Positionen können, je nach sozialer Lage der Betrachter, die Interpretationen sehr unterschiedlich sein. Die nicht selten in Deutschland ausgebildeten Eliten der Schweiz haben eine grundsätzlich andere Sichtweise als, beispielsweise, die Arbeiterschaft oder die Bauern. Und schliesslich wird Deutschland oft nicht als Ganzes wahrgenommen; so gesehen, gibt es den Deutschen nicht, obwohl in der Sprache des Volkes extreme Vereinfachungen, wie etwa das abschätzige «Schwaben» oder «Sauschwaben», sehr verbreitet sind. Wie tief dieses im 16. Jahrhundert entstandene Wort im Bewusstsein der Schweizer eingeprägt ist, zeigt schon allein der Titel eines von zeitgenössischen Schriftstellern 2003 veröffentlichten Buches, in dem einmal mehr über des Schweizers Deutschlandbild nachgedacht wird: Es trägt den Titel «Kuhschweizer und Sauschwaben».¹

Preussen, eine andere, vor allem als Adjektiv gebrauchte Bezeichnung, suggeriert demgegenüber ein vom Militär und am Militarismus geprägtes Deutschlandbild, das insbesondere zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Schweiz grosse Verbreitung fand. Gemeinsam ist den verschiedenen auf Deutschland und Deutsche bezogenen Vorstellungen eine gewisse Leidenschaftlichkeit. Und selbst wenn Schweizer diese Bilder benutztten, um sich kritisch von Deutschland abzusetzen, verweisen die dabei zutage tretenden Emotionen auf die intensive, kaum abzuschüttelnde Nähe zum grossen nördlichen Nachbarn. Dies gilt im Übrigen nicht nur für die hier anvisierte Periode der letzten Jahrzehnte vor dem Ersten Weltkrieg, sondern ebensosehr für die Zeiten von Weimar, des Dritten Reiches und Nachkriegsdeutschlands.

1 Jürg Altwegg, Roger de Weck (Hg.), *Kuhschweizer und Sauschwaben – Schweizer, Deutsche und ihre Hassliebe*, München/Wien 2003.

Grundlagen der Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz

Bevor wir nun auf die am Ende des 19. Jahrhunderts und in der Belle Epoque vorherrschenden Deutschlandbilder eingehen, sollen kurz jene materiell bestimmenden Faktoren aufgelistet werden, die in den Beziehungen zwischen Deutschland und der Schweiz eine zentrale Rolle spielen. Die Schweiz zählte im 19. Jahrhundert zu den am stärksten industrialisierten Ländern, und noch vor dem Ersten Weltkrieg zeichnete sich schon der heute das Bild prägende, weltweit präsente Finanzplatz ab. Die dynamische Wirtschaftsentwicklung des deutschen Kaiserreich brachte der Schweiz einen zwar gelegentlich bedrohlichen, doch gleichzeitig höchst interessanten Handelspartner, der insbesondere die Nord-Süd-Achse und den Handel mit Übersee belebte und ausserdem, zusammen mit seinem Verbündeten Österreich-Ungarn, den Zugang zu Mittel- und Osteuropa öffnete. Die Handelsverträge mit dem Reich und mit Österreich (1891, resp. 1892) machten die Schweiz praktisch zum Juniorpartner der damals – von England abgesehen – dominierenden europäischen Wirtschaftsmacht. Im Schweizer, auf Kontinentaleuropa bezogenen Aussenhandel stand das Reich wertmässig mit einem Anteil von rund einem Drittel weit an der Spitze, und zählt man noch Österreich-Ungarn hinzu, kommt man auf rund 40%.² Demgegenüber verlor Frankreich, mit dem die Schweiz von 1893 bis 1895 einen eigentlichen Zollkrieg führte, rasch an Bedeutung. Wichtig im wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnis zum Deutschen Reich erwiesen sich die grenzüberschreitenden Konzerne wie Brown-Boveri (BBC) oder die Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft AIAG, die nicht nur die zwischenstaatlichen Bindungen verstärkten, sondern auch die deutsche Wirtschaftskultur in der Schweiz verbreiten halfen. Im zwölfköpfigen AIAG-Verwaltungsrat sassen acht Deutsche, darunter so wichtige Persönlichkeiten wie Georg Siemens, der Präsident der Deutschen Bank, Emil Rathenau von der AEG und der Berliner Financier Carl Fürstenberg.³ Für viele Schweizer Unternehmer waren die deutschen Wirtschaftsführer nicht nur wichtige Geschäftspartner, sondern nachahmenswerte Vorbilder, und der Geist des Centralverbandes Deutscher Industrieller (CDI) oder des Vereins deutscher Arbeitgeberverbände übertrug sich auf den Arbeitgeberverband schweizerischer Maschinenindustrieller und den Zentralverband schweizerischer Arbeitgeber-Organisationen. Der Hauptinitiator des schweizerischen Arbeitgeberverbandes, Eduard Sulzer-Ziegler (1854–1913), war übrigens eng mit dem radikalen Sozialdarwinisten und stellvertretenden Geschäftsführer des CDI, Alexander Tille (1866–1912), befreundet.⁴

2 Historische Statistik der Schweiz, hg. von Heiner Ritzmann-Blickenstorfer, Zürich 1996, S. 690; Max Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg: Wie neutral war die Schweiz? Kleinstaat und europäischer Imperialismus*, Zürich 2003, S. 346.

3 Walter Meier, *Geschichte der Aluminium-Industrie-Aktien-Gesellschaft Neuhausen, 1888–1938*, 2 Bde., Zürich 1942.

4 Erich Gruner, *Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914*, Bd. 2, Zürich 1988, S. 817.

Nicht nur in der Industrie, sondern auch in der Landwirtschaft bildeten sich starke, wenn auch eher idologische denn wirtschaftliche Bindungen zu Deutschland. Der 1897 gegründete Schweizerische Bauernverband war in vielerlei Beziehungen eine Art Kopie des Bundes Deutscher Landwirte (BDL). Der schweizerische Bauernsekretär Ernst Laur (1871–1964), der den Bauernverband über 40 Jahre lang wie ein König führte, war in starkem Masse beeinflusst von Gustav Ruhland⁵ und Georg Hansen⁶, zwei der bedeutenden Ideologen des BDL. Laur hatte ausserdem schon während seines Studiums an der landwirtschaftlichen Abteilung der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, an der beinahe ausschliesslich deutsche Professoren lehrten, mit ähnlichem Gedankengut Bekanntschaft gemacht. Von Hansen übernahm Laur vor allem die Idee, dass das Bauerntum für die permanente Blutauffrischung der städtischen, von der Degeneration bedrohten Gesellschaft zu sorgen habe. So entwickelten sich im Diskurs der schweizerischen Bauernpolitiker ähnliche völkische und rassistische Ansätze wie in Deutschland.⁷

Dass die dynamische deutsche Wirtschaft in der Schweiz tiefe Spuren hinterliess, zeigt beispielhaft eine Figur aus Jakob Bossharts (1862–1924) *Ein Rufer in der Wüste*, einem 1923 veröffentlichten gesellschaftlichen Schlüsselroman, in dem treffend die Zustände vor dem Ersten Weltkrieg nachgezeichnet sind. Unter den Hauptfiguren begnen wir einem «Reichsdeutschen», Helmut Geierling, kaufmännischer Direktor eines Schweizer Betriebes. Sein Äusseres zeichnete sich aus durch ein «kaiserlich nach oben gestreubtes Schnurrbärtchen», von dem «ein feiner Duft ausging». In einem Gespräch erklärt Geierling grossmäulig, man habe im «Reich» den amerikanischen Kapitalismus «ins zweite Treffen gestellt», und fügt abschliessend hinzu: «Wer das Musterland kapitalistischer Entwicklung kennen lernen will, der braucht nicht mehr nach Amerika oder England zu reisen, er findet es zwischen Rhein und Elbe.»⁸ Ein anderer, im Gegensatz zu Bosshart dem Wilhelminischen Reich und später auch dem Dritten Reich gänzlich zugetaner Schriftsteller, Jakob Schaffner (1875–1944)⁹, sah Deutschland immer wieder als Musterbeispiel des modernen, zukunftsgerichteten Staates und unterstrich zugleich die

5 1860–1914, Wirtschaftsprofessur an der Universität Freiburg von 1898 bis 1902, seit 1901 Sekretär des Bundes deutscher Landwirte; Markus Zürcher, «Gustav Ruhlands ‘Wirtschaftspolitik des Vaterunser’. Genese, Logik, Wirkung», Michael Graetz, Aram Mattioli (Hg.), *Krisenwahrnehmungen im Fin de siècle*, Zürich 1997, S. 211–229.

6 Münchner Statistiker, veröffentlichte 1889 *Die drei Bevölkerungsstufen. Ein Versuch, die Ursachen für das Blühen und Altern der Völker nachzuweisen*, siehe Werner Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock. Ernst Laur und der Schweizerische Bauernverband 1897–1918*, Zürich 1993, S. 102 und 104–105.

7 Baumann, *Bauernstand und Bürgerblock*, S. 95–106.

8 Jakob Bosshart, *Ein Rufer in der Wüste*, Zürich 1951, S. 39.

9 Christoph Siegrist, «Der zerrissene Jakob Schaffner: überzeugter Nationalsozialist und Schweizer Patriot», Aram Mattioli (Hg.), *Intellektuelle von rechts. Ideologie und Politik in der Schweiz 1918–1939*, Zürich 1995, S. 55–71.

wichtige Rolle der deutschen Arbeiter, Betriebsleiter, Ingenieure und Unternehmer in der wirtschaftlichen Entwicklung der Schweiz.¹⁰ Aus welscher Sicht wurde diese wirtschaftliche Präsenz der Deutschen allerdings weit weniger positiv aufgenommen. Pierre Grellet (1881–1957), ein Journalist der angesehenen *Gazette de Lausanne*, meinte, Deutschland «überflute uns mit seinen Produkten, setze sich in unseren Banken und Fabriken fest und überfülle unsere Eisenbahnen mit seinen Handelsreisenden».¹¹

Dem harten Kern der Beziehungen zwischen dem Reich und der Schweiz legten die Universitäten, die Presse, die Buchverleger und der Tourismus einen attraktiven kulturellen Mantel um. Zwar gaben die deutschen Dozenten an den schweizerischen Universitäten immer wieder zu Unmutsäusserungen Anlass, aber insgesamt hatte sich ein intensiver, auch von den Studenten mit Auslandssemester gepflegter akademischer Austausch eingestellt. Die Literatur der deutschen Schweiz hinwiederum war ohne die deutschen Verleger und den deutschen Buchhandel unvorstellbar. Stellvertretend für diese Problematik ist ein Wort von Gottfried Keller (1819–1890), das noch heute oft kritisch hinterfragt wird. Es handelt sich um einen kleinen Satz aus einer Rede, die Keller anlässlich der Verabschiedung von Professor Gusserow, der 1872 nach Strassburg berufen worden war, vorgetragen hatte: «Sagen sie den Deutschen, dass wenn sie einmal unter einer Verfassung leben, die auch ungleichartige Bestandteile zu ertragen vermag, die Zeit kommen dürfte, in der auch wir Schweizer wieder zu Kaiser und Reich zurückkehren könnten.»¹² Dreissig Jahre später provozierte der Berner Germanist Ferdinand Vetter erneut eine heftige, ähnlich gelagerte Debatte, als er in Nürnberg anlässlich der Fünfzigjahrfeier des Germanischen Museums ausrief: «Eine deutsche Provinz in geistiger Beziehung wollen wir in der deutschen Schweiz sein und bleiben, aber allerdings mit sehr bestimmten Reservatsrechten.»¹³ Klaus Urner hat in seiner umfangreichen Studie über die Deutschen in der Schweiz diese Problematik folgendermassen zusammengefasst: «Der Zwiespalt hingegen, einem über politische Grenzen hinweggehenden kulturellen Beziehungsgeflecht anzugehören und gleichwohl die andersgeartete Idee als Grundlage der Unabhängigkeit zu festigen, findet sich in fast allen Phasen schweizerischer Eigenstaatlichkeit.»¹⁴

10 Jakob Schaffner, «Patriotismus», *Wissen und Leben* VIII, 1911, S. 333–339.

11 Pierre Grellet, *Souvenirs d'écrivain*, Lausanne 1952, S. 92.

12 Hans Kriesi, *Gottfried Keller als Politiker*, Frauenfeld/Leipzig 1918, S. 204.

13 Ferdinand Vetter, *Die Schweiz – eine «deutsche Provinz»?*, Berlin 1902, S. 10.

14 Klaus Urner, *Die Deutschen in der Schweiz. Von den Anfängen der Koloniebildung bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Frauenfeld/Stuttgart 1976, S. 52.

Die Einstellung zum Deutschen Reich

Wie für Europa und das Mächtegleichgewicht insgesamt bildete die Gründung des Deutschen Reiches auch für die Geschichte der Schweiz einen zentralen, jedoch oft sehr unterschiedlich beurteilten Wendepunkt. Der bekannte Basler Historiker Jacob Burckhardt (1818–1897) wies beispielsweise sehr kritisch auf die bedenklichen Seiten dieser Entwicklung hin. Angesichts der sich abzeichnenden neuen Grossmacht hatte er sich schon 1866 über «das völlige Verzweifeln an allem Kleinen, welches um sich greift», beklagt und spöttisch beigefügt: «... wer nicht zu einem Dreissig Millionenvolk gehört, der Schreit: Hilf Herr, wir versinken!»¹⁵ 1872 hatte Burckhardt dann eine im heutigen Rückblick auf das 20. Jahrhundert unheimlich treffende Vision, die sich auch auf das Deutsche Reich bezog: «... der Militärstaat muss zum Grossfabrikant werden. Jene Menschenanhäufungen in den grossen Werkstätten dürfen nicht in Ewigkeit ihrer Not und ihrer Gier überlassen bleiben; ein bestimmtes und überwachtes Mass von Misère mit Avancement und in Uniform, täglich unter Trommelwirbel begonnen und beschlossen, das ist's, was logisch kommen müsste.»¹⁶ Burckhardt beurteilte ebenfalls die deutsche Einigung, in der er in erster Linie revolutionäre und militärische Gewalt sah, sehr skeptisch. Er schrieb dazu an Paul Heyse: «Unter uns gesagt: die deutsche Nation verdient vielleicht überhaupt nicht mehr, dass man für sie schreibe, doch dieses behalte für Dich!»¹⁷

Ähnliche Bedenken finden sich auch beim Staatsrechtler und «maître à penser» der Schweizer Liberalen, Carl Hilty (1833–1909). 1875 schrieb er, bezugnehmend auf das Deutsche Reich: «Mit Schrecken sieht sich der Kleine und weniger Mächtige in die Tage zurückversetzt, die er längst vergangen glaubte, wo die Stärke allein hinreichende Garantie für Freiheit und Recht ist, und selbst wir, die geborenen Friedensapostel, haben wohl oder übel den Gedanken fassen lernen müssen, dass auch bei uns die Uebergewalt der Spindel und Locomotive leicht wieder einmal der des Schwertes Platz machen könnte.»¹⁸ Hilty kommentierte in der Folge bis zu seinem Tode mit einer gewissen Skepsis die Zustände in Deutschland, wobei er immer wieder kritisch die Politik der Gewalt und die den Grossstaaten inhärenten, den Kleinstaat bedrohenden Interessen hinterfragte. In gleichem Sinne hatte ebenfalls der geistige Führer der Katholisch-Konservativen, der Luzerner Philipp Anton von Segesser (1817–1888), die neuen Machtverhältnisse beurteilt: «De facto sind wir fortan [1870] allerdings nicht viel anderes als königlich preussische Mediat-unterthanen ...»¹⁹

15 Zit. in Edgar Bonjour, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Bd. II, Basel 1970, S. 21.

16 Zit. in Werner Kaegi, *Jacob Burckhardt. Eine Biographie*, Bd. V, Basel/Stuttgart 1973, S. 508.

17 Kaegi, *Jacob Burckhardt*, Bd. V, S. 452.

18 Carl Hilty, *Vorlesungen über die Politik der Eidgenossenschaft*, Bern 1875, S. 10.

19 Brief an Eduard von Wattenwyl, 31. Okt. 1870, in: *Briefwechsel Philipp Anton von Segesser (1817–1888)*, hg. von Victor Conzemius, Bd. V, Zürich/Köln 1992, S. 138.

Bezüglich des Gewaltcharakters des Reiches und dessen militaristischer Entwicklung griff die Presse der französischen Schweiz zu noch schärferen Worten. Ein typisches Beispiel dieser unverblümten Kritik findet sich 1871 in der freisinnigen Genfer Zeitung *La Suisse radicale*; sie sah im neuen Deutschland nur Gewalt und Despotismus, was sie zur Schlussfolgerung führte: «Das germanische Reich, sich an Russland anlehnd, wird in Zukunft in Europa den Boulevard der Reaktion und des Militärdespotismus bilden.»²⁰

Die Gründung des Reiches erweckte jedoch auch Bewunderung oder zumindest zustimmendes Wohlwollen. Schon im Sommer 1870 schrieben beispielsweise die *Basler Nachrichten*: «Wenn Deutschland aus diesem Kampf als eine geeinigte Macht hervorgeht, so wird die Schweiz, die sich mit ihm zu einem guten Teil stammverwandt und auf dem gleichen kulturgeschichtlichen Boden weiss, die letzte sein, dem befreundeten Nachbarlande das Recht zu bestreiten oder ihm die Freude an dieser Entfaltung missgönnen zu wollen.»²¹ Ähnlich argumentierte der Berner Aristokrat Eduard von Wattenwyl (1820–1874) in einer Antwort auf die oben angeführten Äusserungen von Philipp Anton von Segesser: «Preussen hat die deutsche Frage aus einem unentwirrbaren nebelhaften Zustand zu praktischen Zielen gebracht. Die Berechtigung eines Volkes zu Gestaltung einer politischen Einheit lässt sich nicht bestreiten, wenn auch die Verwirklichung mit Gewalt geschehen muss.»²² Bedenken gegenüber dem Grossstaat und Zustimmung zur beeindruckenden Leistung des neuen Reiches hielten sich in der Folge für einige Jahre die Waage.

Doch gegen Ende des 19. Jahrhundert begann eindeutig die Bewunderung für Kaiser und Reich zu überwiegen, und da die neue französische Republik von politischen Skandalen geschüttelt wurde, sahen immer mehr Schweizer im Kaiserreich eine positive Ordnungsmacht und einen Garanten des europäischen Friedens. Selbst der ansonsten kritisch eingestellte Carl Hilty betonte nun, dass die deutsche Politik oft nachgeahmt werde und dass der «Kulturstaat» Deutschland der Schweiz sehr nahe stünde: «In erster Linie steht für uns immer Deutschland, welchem der weit-aus grösste Theil der Eidgenossen durch natürliche Abstammung, Sprache und Charaktereigenschaften auf das engste verbunden ist.»²³ Andere, wie etwa der auch in Deutschland vielgelesene Schriftsteller Jakob Christoph Heer (1859–1925), verstiegen sich zu einer gefühlsmässig überhöhten Bewunderung.²⁴ Ähnlich wie Heer

20 *La Suisse radicale*, 1871, zit. in Hans Ulrich Rentsch, *Bismarck im Urteil der schweizerischen Presse 1862–1898*, Diss. phil.-hist. Basel, Basel 1945, S. 122.

21 *Basler Nachrichten*, 15. August 1870, zit. in: Edith Anita Picard, *Die deutsche Einigung im Lichte der schweizerischen Öffentlichkeit, 1866–1871*, Zürich/Leipzig 1940, S. 143.

22 Brief an Philipp Anton von Segesser, 6. Jan. 1871, in: *Briefwechsel Philipp Anton von Segesser* V, S. 151.

23 Carl Hilty in *Politisches Jahrbuch der schweiz. Eidgenossenschaft XIV*, 1900, S. 234.

24 Jakob Christoph Heer, *Im deutschen Reich. Reisebilder*, Zürich 1895.

empfanden grosse Teile der gesellschaftlichen Eliten der deutschen Schweiz tiefe Sympathien für Deutschland, und Persönlichkeiten wie Ulrich Wille (1848–1925), der General der Schweizer Armee im Ersten Weltkrieg, identifizierten sich gar mit dem deutschen Sendungsbewusstsein. Nach Kriegsausbruch, am 1. September 1914 schrieb er seiner Gattin: «Jetzt wird vollendet, was damals [1870] eingeleitet worden ist: Die Suprematie Deutschlands, das heisst deutschen Wesens über die ganze Welt. Mein ganzes Herz ist auf der Seite Deutschlands.»²⁵ Ähnlich dachte auch der Staatsrechtler Max Huber, der 1907 die Schweiz an der Haager Friedenskonferenz vertrat. Sich an den Ausbruch des Ersten Weltkriegs erinnernd, schrieb er: «Ich war mir – ich entsinne mich dessen deutlich – klar, dass ein Unterliegen Deutschlands gegenüber einer lateinisch-britisch-slawischen Koalition die Gefahr eines Zusammenbruchs der Weltstellung der deutschen Kultur und Sprache bedeute, womit auch die deutsche Schweiz und unser ganzes geistiges Schaffen und Leben in eine inferiore Stellung herabgedrückt würden.»²⁶

Die enge Zusammenarbeit zwischen Deutschland und der Schweiz führte zudem zu einer merklichen Stärkung der deutschen Kolonie, des grössten Ausländerkontingents in der Schweiz. Um 1900 betrug der Anteil der Deutschen an der Wohnbevölkerung 4,7%, zehn Jahre später schon 5,4%, wobei in einzelnen Städten diese Zahlen bedeutend höher ausfielen: in Zürich 12,3%, in Basel 31% und in Schaffhausen 17,5%.²⁷ Nur die italienische Kolonie erreichte einen ähnlichen Umfang, doch unterschied sich deren soziale Zusammensetzung – es handelte sich mehrheitlich um unausbildete Arbeitskräfte – von jener der Deutschen, wo Fachpersonal, Geschäftsleute und Akademiker eine grosse Rolle spielten. Die deutsche Kolonie blieb immer eng mit ihrem Heimatland verbunden und versuchte, dem Deutschtum im Gastland einen gebührenden Platz zu verschaffen. So war beispielsweise die Gründung des Alldeutschen Verbandes, 1891 in Berlin, nicht zuletzt auf eine Initiative von in Zürich wohnhaften Deutschen erfolgt. Und der 1904 gegründete Deutschschweizerische Sprachverein hatte unter seinen aktivsten Mitglieder nicht wenige, die dem Allgemeinen Deutschen Sprachverein angehörten und die sich neben der Sprachenfrage in erster Linie um die Verbreitung des sogenannten Deutschtums bemühten. Eines der aktivsten Gründungsmitglieder und Präsident von 1912 bis 1940, Eduard Blocher (1870–1942)²⁸, warb während des Weltkrieges mit der Publikationsreihe «Stimmen im Sturm» für das Deutsche Reich. Zu nennen

25 Zit. in Alexis Schwarzenbach, *Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie*, Zürich 2004, S. 117.

26 Max Huber, *Denkwürdigkeiten 1907–1924*, Zürich 1974, S. 63.

27 *Historische Statistik der Schweiz*, S. 146.

28 Eduard Blocher ist der Grossvater des zur Zeit im Amt stehenden Bundesrats Christoph Blocher; dieser hatte 1988, noch Nationalrat, mit einer Motion den Bundesrat aufgefordert, den Deutschschweizerischen Sprachverein finanziell zu unterstützen.

wäre auch der Aarauer Kantonsschullehrer Jakob Hunziker (1827–1901), der 1898 mit dem Heft «Schweiz» der Schriftenreihe «Der Kampf um das Deutschtum» eine heftige öffentliche Debatte entfachte.²⁹ Der Deutschschweizerische Sprachverein übertrug gewissermassen die Vorstellungswelt des Deutschen Reiches in die Schweiz, wobei die Deutschlandbilder als Fahnen dienten, um die sich die Schweizer Kämpfer des Deutschtums sammeln sollten.

Die starken Verbindungen zum Reich zeigten sich auch in zahlreichen Schriften von in der Schweiz lebenden oder eingebürgerten Deutschen, mit denen diese in die öffentlichen Debatten des Reiches eingriffen. Ein Beispiel dazu liefert Jakob Friedrich Walz, der Ende der 1880 als Hilfsredaktor für den Handelsteil zur *Neuen Zürcher Zeitung* kam, 1894 das Schweizer Bürgerecht erwarb und als leitender Redaktor des erfolgreichen Zürcher *Tages-Anzeigers* eine wichtige Stellung in der schweizerischen Öffentlichkeit einnahm. Er veröffentlichte anonym, als «Ausland-Deutscher», von 1904 bis 1914 das siebenbändige Werk *Staatsstreich oder Reform?*, in dem er das Bild eines vom Kaiser mit starker Hand geführten Ständestaates entwickelte.³⁰

Bismarck und Wilhelm II.

Doch das Deutschlandbild der Schweizer der Belle Epoque prägten vor allem Wilhelm II. und Bismarck, wobei diese beiden imponierenden Persönlichkeiten sowohl in einem äusserst positiven und schmeichelhaften wie auch extrem kritischen und negativen Licht erschienen. Bismarck beschäftigte die schweizerische Öffentlichkeit schon vor der Reichsgründung in grossem Masse, und es ist deshalb gewiss kein Zufall, dass die in den 1870er Jahren bedeutendste politischen Figur des Bundesrates, Emil Welti (1825–1899), «schweizerischer Bismarck» genannt wurde (Fig. 1). Welti, der in Jena und Berlin studiert hatte, galt als selbstherrlich und eigenmächtig, er war «kein Mann des Volkes»³¹ und verteidigte, selbst gegenüber wirtschaftlichen Privatinteressen, eine starke staatliche Autorität. Dass er dabei auch deutsches Wesen zu verkörpern glaubte, bekräftigte er in einem Brief mit folgenden Worten: «Ich brauche Dir wohl nicht zu sagen, dass unsere Sympathien im gleichen Lager sind und mein germanisches und protestantisches Blut in diesen Tagen lebendiger in meinen Adern rollt. Es ist traurig, wie bei uns sogar die Gebildeten vergessen, dass wir ohne geistiges Leben zugrunde gehen und dass wir in dieser Beziehung genau so gut zur grossen deutschen Nation gehören als die Pom-

29 Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, S. 498–502.

30 Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, S. 341.

31 Heinrich Staehelin, «Emil Welti», in: Urs Altermatt (Hg.), *Die Schweizer Bundesräte*, Zürich/München 1991, S. 183.

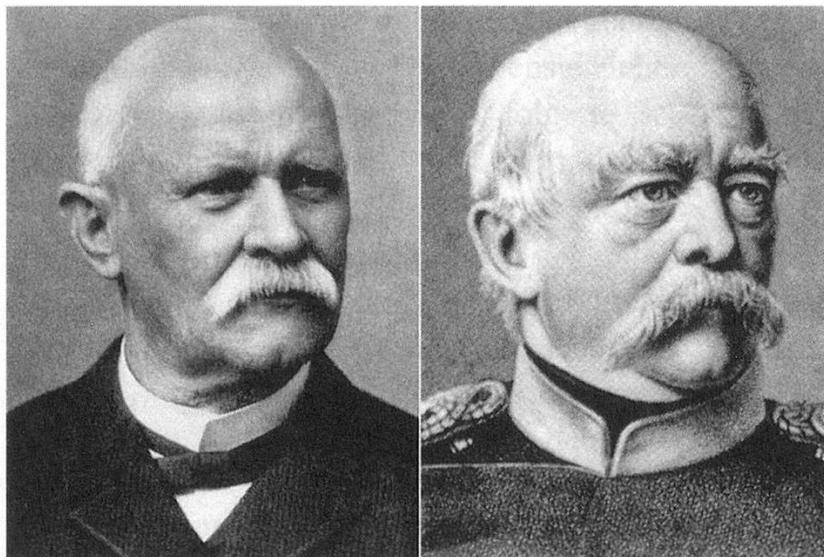


Fig. 1: Bundesrat Emil Welti (links), wegen seines politischen Stils oft «schweizerischer Bismarck» genannt, und Bismarck (rechts).

mern und die Schwaben.»³² Welti betont nicht von ungefähr das «protestantische Blut», nahm sich doch der freisinnige Bundesrat der 1870er Jahre den von Bismarck vom Zaune gebrochenen Kulturkampf als Modell für sein Vorgehen gegen die katholisch-konservative Opposition.³³ Diese Politik fand beim radikalen freisinnigen Anhang viel Beifall, wobei selbst welsche Politiker Bismarck überschwänglich lobten. So etwa der Präfekt von Pruntrut, Joseph Joachim Froté, der 1872 an die Regierung in Bern schrieb: «Bismark [...] est le premier homme d'Etat du monde actuel, et il vient de trouver le vrai remède aux maux qui menacent la société civile. Il chasse de l'Allemagne sur la France la vermine qui a déjà anéanti cette dernière nation, et elle est certe plus redoutable encore que les Uhlanen. Les canons de l'Eglise romaine sont plus dangereux que les canons Krupp.»³⁴ Interessant in diesem Kommentar ist die Erwähnung von Krupp, dessen Kanonen mit der Reichspolitik gleichgesetzt werden. Die Nähe zur bismarckschen Politik und Kultur münzten die Gegner Weltis weidlich aus. Sie nannten beispielsweise die von ihm massgeblich geprägte Verfassungsrevision von 1872/74 einen «bismarckschen Wechselbalg», während die Revisionsanhänger als «Bismarck-Anbeter» beschimpft wurden.³⁵

32 Zit. in Peter Eggenberger, *Bundesrat Emil Welti. Sein Einfluss auf die Bundesverfassungsrevision von 1874*, Bern/Frankfurt a.M. 1972, S. 45.

33 Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, «Der grenzüberschreitende Kulturkampf», S. 177–200.

34 Brief an die Justiz- und Polizeidirektion des Kantons Bern, 27. Aug. 1872, zit. in: Segesser *Briefwechsel VI*, S. 167, Anm. 23.

35 Rolf Haeberli, *Die Revision der Bundesverfassung 1872/74 im Lichte der öffentlichen Meinung*, Diss. phil.-hist. Bern 1949, S. 84 u. 109.

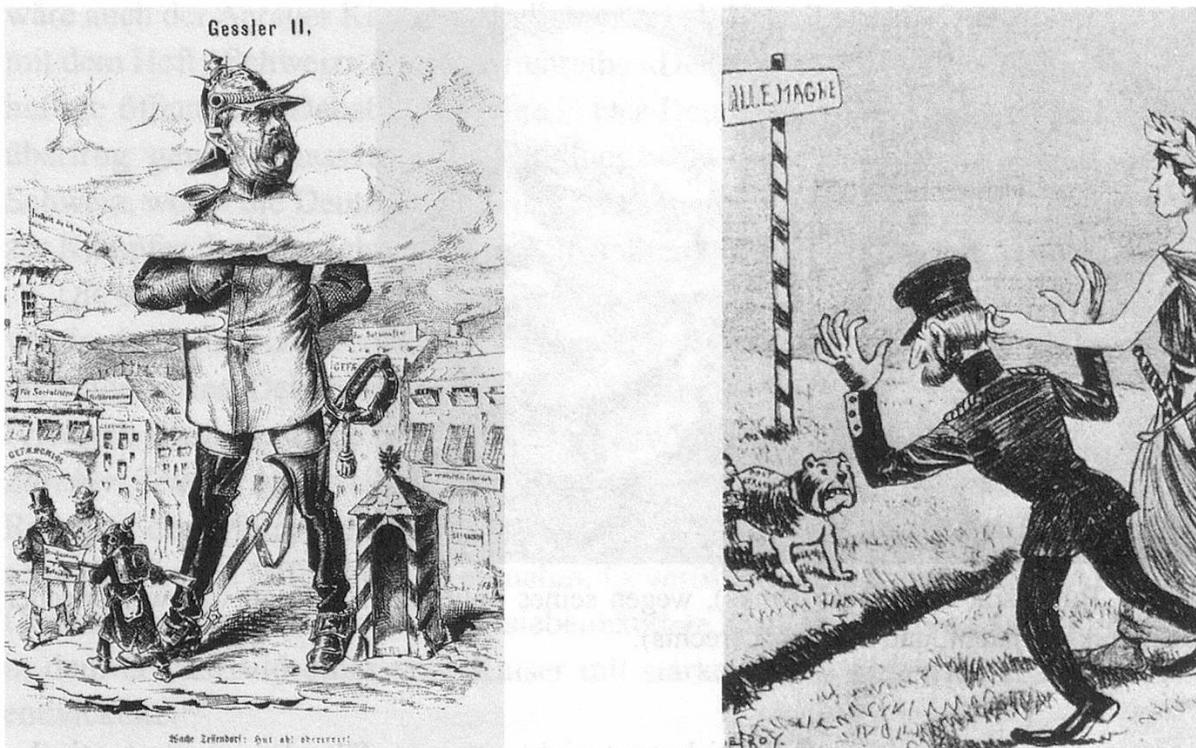


Fig. 2: Fritz Boscovitz, Gessler II, in: *Nebelspalter*, 24. Januar 1877 (siehe Philippe Kaenel, «Suisse–Allemagne (1848–1918). Identités et neutralité du point de vue de la caricature», in: *Zeitschrift für Schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte*, Bd. 60, Heft 1–2, 2003, S. 107). – Die Legende «Wache Tessendorf: Hut ab! Oderrrrr!» verweist auf einen Prozess, in dem der Staatsanwalt Hermann Tessendorf (1831–1895) für A. Bebel neun Monate Gefängnis wegen Beleidigung Bismarcks beantragt hatte.

Fig. 3: Karikatur anlässlich der Ausweisung des deutschen Polizeibeamten Wohlgemut, 1889, in: *Chronik der Schweiz*, Zürich/Dortmund 1987, S. 455.

Bismarck stand aber auch im Feuer einer sehr emotionsgeladenen Kritik (Fig. 2), in der nicht nur der Kanzler, sondern Deutschland insgesamt in ein schlechtes Licht gerückt wurde. Der besonnene Carl Hilty nannte 1890 die Regierungszeit Bismarcks zwar noch eine «Aera der blossen Realpolitik auf machiavellistischer Grundlage», die wohl veraltete Missstände wegräumen konnte, aber kein «dauerhafter und auf die Dauer erträglicher Zustand» sei.³⁶ Weit schärfer äusser-ten sich die Schweizer Katholiken, für die Bismarck mit seinem von den herr-schenden Schweizer Freisinnigen nachgeahmten Kulturkampf der Teufel in Person war. So nannte ihn beispielsweise Philipp Anton von Segesser «eine freche, bübi-sche Verbrechernatur, ohne Spur von Genie», einen «verkommenen, radikalisier-ten Junker, dem durch die Verhältnisse eine ungeheure Macht in die Hände gelegt

³⁶ Carl Hilty in *Politisches Jahrbuch der schweiz. Eidgenossenschaft* IV, 1890, S. 291.

ist, die er mit Schlagfertigkeit und Frechheit gebraucht und Alles, was charakterlos oder schlecht und servil ist, in seine Dienste zieht oder zwingt». Und weil Deutschland Bismarcks Führung akzeptierte, folgerte Segesser: «Die ganze Kläglichkeit der deutschen Nation offenbart sich darin, dass sie in dieser Figur culminirt, die Verkommenheit des monarchischen Prinzips, dass es sich einem solchen Träger unterordnet.»³⁷

Bismarck war zudem auch anlässlich des sogenannten Wohlgemuth-Handels von 1889 ins Feuer einer heftigen, nicht nur von den Katholiken vorgebrachten Kritik gekommen. Anlass zu dieser diplomatischen Verstimmung war ein beinahe banales Ereignis: Wohlgemuth, ein deutscher Polizeibeamter, der auf Schweizer Boden einen gegen die sozialistischen Emigranten eingesetzten Spitzel kontaktierte, war von der Polizei verhaftet und vom Bundesrat ausgewiesen worden (Fig. 3).³⁸ Bismarck wollte die vom Bundesrat getroffene Massnahme gegen Wohlgemuth nicht hinnehmen und drohte mit Sanktionen, was die Presse in helle Aufregung versetzte. Dem Kanzler wurde insbesondere vorgeworfen, er bedrohe rücksichtslos ein kleines und freies Land. Bismarck befand sich, schrieb beispielsweise die *Zürcher Post*, «in der Rolle eines Riesen, der kleine Tiere tormentiert».³⁹ Selbst ein Krieg gegen die Schweiz schien möglich, wie z.B. die Aufzeichnungen von Alfred Graf von Waldersee vom 12. Mai 1889 zeigen: «Der Kanzler geht so weit, an Krieg gegen die Schweiz und an eine Teilung derselben zu denken.»⁴⁰ Mit der Vertiefung des Dreibundes durch eine Militärkonvention, 1888, schien eine bewaffnete Aktion gegen die Schweiz tatsächlich im Bereich des Möglichen. Man sollte sich jedoch hüten, diese noch heute von der helvetischen Historiographie überschätzte Affäre zum Nennwert zu nehmen. Bismarck war wohl verstimmt und versuchte, mit dieser Schweizer Affäre Wilhelm II. zu bedrängen, doch fand er schliesslich selbst in seiner näheren Umgebung kaum Verständnis. Es ist übrigens auch bezeichnend für den Stellenwert dieses Zwischenfalls, dass die Wohlgemuth-Affäre in der schweizerischen Historiographie einen wichtigen Platz einnimmt, in der deutschen Geschichte aber kaum Erwähnung findet. Für die Schweiz hatte dieser Handel allerdings weitreichende Konsequenzen, da der Bundesrat auf Verlangen Berlins einen permanenten Bundesanwalt zwecks politischer Überwachung der Sozialisten, sowohl unter den deutschen Emigranten wie den Schweizern, einsetzte. Die Figur des Bundesanwalts wurde dann nicht selten als gefügiges Werkzeug der ausländischen Mächte, insbesondere des deutschen Kaisers, dargestellt (Fig. 4 und 5).

37 Brief an Johannes Schnell, 1. Sept. 1874, *Briefwechsel VI*, S. 252.

38 Hansjörg Renk, *Bismarcks Konflikt mit der Schweiz. Der Wohlgemuth Handel von 1889. Vorgeschichte, Hintergründe und Folgen*, Basel/Stuttgart 1972; Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, S. 235–254.

39 Zit. in Rentsch, *Bismarck im Urteil der schweizerischen Presse*, S. 240–241.

40 Zit. in Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, S. 255.

Fig. 4



Fig. 5

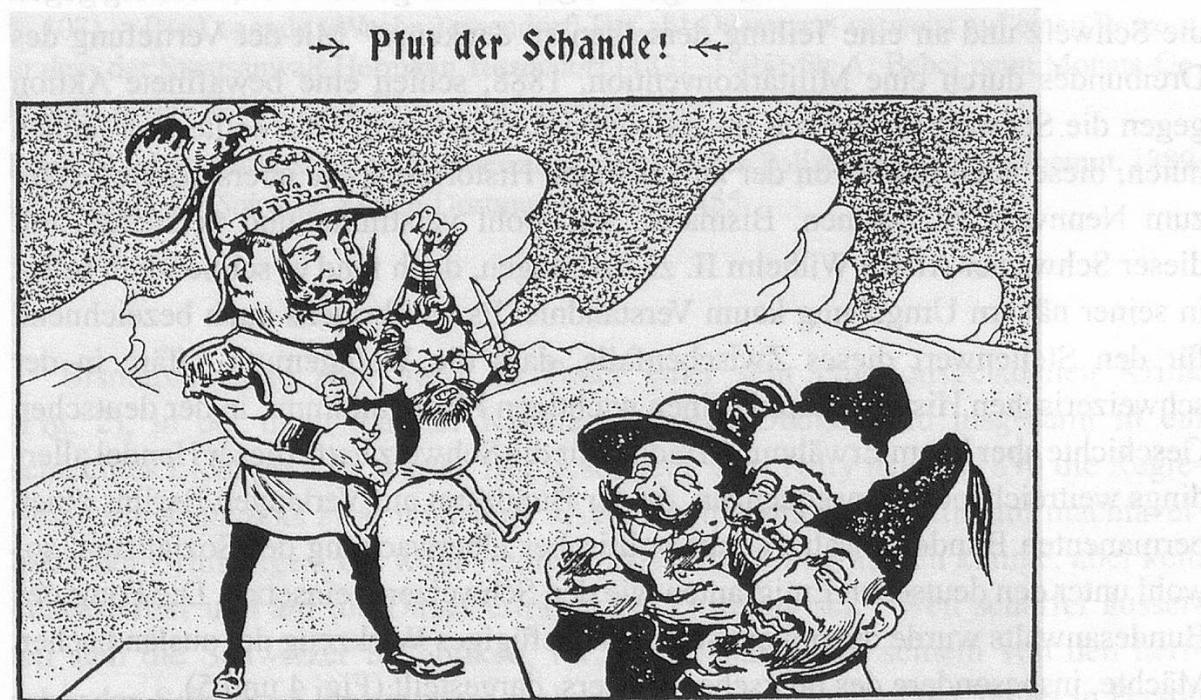


Fig. 4 und 5: Karikaturen, die den Bundesanwalt Otto Kronauer (1850–1922) als gefügiges Werkzeug von Kaiser Wilhelm II. darstellen. In: *Der Neue Postillon*, August 1900, S. 1; *Der Neue Postillon*, November 1901, S. 1.

Beim Hinschied Bismarcks kam das Wechselspiel zwischen Kritik und Bewunderung erneut deutlich zur Geltung. Die katholische Presse beharrte auf ihrem negativen, oft mit gehässigen Worten vorgetragenen Urteil. Ein Blatt bezeichnete Bismarck etwa als «Raubtier mit menschlicher Gestalt umkleidet und aus der Wüste auf den Schauplatz der Geschichte versetzt».⁴¹ Auch in den Augen der Linken blieb er ein skrupelloser Machtpolitiker, dessen mit dem Sozialistengesetz von 1878 eingeleitete Repression nicht vergessen war. In bürgerlichen Kreisen hingegen waren die Kommentare mehrheitlich positiv und es kam sogar vor, dass man Bismarck als den grössten Staatsmann seit Napoleon bezeichnete. Er galt als Verkörperung eines neuen Geistes der internationalen Politik und überlegener Repräsentant eines der modernen Kultur und Wissenschaft verpflichteten Deutschlands. In diesem Sinne wurde Bismarck das idealisierte Leitbild politischer und kultureller Eliten, wobei insbesondere Führungskräfte in Industrie und Handel dessen autoritäre Attitüde zum Vorbild nahmen. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass die oft oberflächlichen Hinweise auf Bismarck ebenso sehr dazu dienten, ganz einfach den eigenen Führungsstil und die konservativen Wertvorstellungen zu propagieren. Bismarck und das Reich wurden zur Chiffre für modernen Konservatismus und reaktionäre Modernität der schweizerischen Rechten.⁴²

Nach der Entlassung des eisernen Kanzlers verblassste dessen Bild ein wenig zu Gunsten der Figur von Wilhelm II., dessen pompöse Auftritte zunehmend die Phantasie der Schweizer und Schweizerinnen beschäftigten. Das Repräsentationstheater des Kaisers eignete sich besonders gut für eine bildhafte, wenn auch nicht sehr realitätsbezogene Vermittlung des Charakters des Deutschen Reiches. Selbst erfahrene Persönlichkeiten konnten sich, wie die Berichte des schweizerischen Botschafters in Berlin, Arnold Roth (1836–1904), zeigen, der Faszination der theatralischen kaiserlichen Auftritte nicht entziehen.⁴³

Preussischer Militarismus

Die zweite grosse Referenz, neben Bismarck, war der preussisch-deutsche Militärgeist. Die Schriften Deutscher Kriegstheoretiker, wie etwa das Buch *Deutschland und der nächste Krieg* von Friedrich von Bernhardi, fanden in der Schweiz gute Aufnahme und trugen viel zur Verbreitung der Ansicht bei, dass ein Volk ohne Krieg verweichliche und degeneriere. Das schweizerische Offizierskorps, in dem der

41 Rentsch, *Bismarck im Urteil der schweizerischen Presse*, S. 311.

42 Siehe z.B. Eduard Blocher, «Konservativ», *Wissen und Leben* VIII, 1911, S. 864–875.

43 Roth stand von 1877 bis 1904 der schweizerischen Botschaft in Berlin vor; Beat Hemmi, *Kaiser Wilhelm II. und die Reichsregierung im Urteil schweizerischer diplomatischer Berichte 1888–1894*, Zürich 1964.

künftige General des Ersten Weltkrieges, Ulrich Wille, über einen grossen Anhang verfügte, nahm das deutsche Modell zum Vorbild und versuchte, den preussischen Stil auch in seinen Äusserlichkeiten zu kopieren. Es ist bezeichnend, dass eine umfangreiche historische Arbeit über die Schweizer Armee jener Zeit den Titel *Preussen vor Augen* trägt.⁴⁴ Die Anlehnung an den preussischen Stil schuf in der Schweiz, wo die Offiziere der helvetischen Miliz ihren militärischen Habitus ins Zivilleben übertrugen, geradezu eine neue soziale Distinktion, die beinahe bis Ende des 20. Jahrhunderts die hierarchische Gesellschaftsstruktur mitbestimmte. Ulrich Wille – übrigens auch Mitglied des Deutschschweizerischen Sprachvereins –, verheiratet mit Clara von Bismarck, einer Cousine des Kanzlers, trug viel zur Verbreitung der Bewunderung Deutschlands und des preussischen Militärgeistes bei. Er hatte im Winter 1871/72 im I. Preussischen Artillerie-Garderegiment in Berlin gedient und sah in Bismarck sein Alter Ego. Insgesamt orientierten sich das militärische Denken und die Mehrheit des schweizerischen Offizierskorps, und dies bis 1945, an der deutschen Armee. In den Reihen der höheren Kader hatte sich nach dem Ersten Weltkrieg ein harter Kern um Ulrich Wille junior (1877–1959), den Sohn des Generals, gebildet, der sich mit Erfolg dafür einsetzte, dass ein verklärtes Vermächtnis des Wilhelminischen Reiches auch in der Schweiz nicht in Vergessenheit geriet. Ulrich Wille jun. stand auch noch auf Deutschlands Seite, als die Nationalsozialisten die Herrschaft übernommen und Europa in die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges geführt hatten.

Im Übrigen wurde der Begriff «Preussen» in erster Linie angewandt, um den Militarismus schlechthin zu denunzieren, wobei man in der welschen Schweiz dieses negative Bild auf die gesamte deutsche Gesellschaft übertrug. Der schon erwähnte Journalist Pierre Grellet, der sich im Herbst 1905 in Berlin aufgehalten hatte, beschrieb die Stadt mit folgenden Worten: «Die Armee beherrschte die Strasse. Die Stadt vermittelte den Eindruck einer immensen, von Zivilisten bevölkerten Kaserne.»⁴⁵ Allenthalben in der Presse finden sich rasch hingeworfene, abschätzige Urteile über den deutschen Militarismus. Die angesehene *Gazette de Lausanne* schrieb beispielsweise 1910, Preussen sei «noch immer das Land jener von Heinrich Heine verfluchten Soldateska», und verfüge gegenüber dem Rest des Reiches, seiner militärischen Superiorität wegen, ein immenses Prestige.⁴⁶

Die Übernahme der preussischen Formen führte in der Schweiz vor und während des Ersten Weltkrieges zu schweren Spannungen zwischen der Armeeführung

44 Rudolf Jaun, *Preussen vor Augen. Das schweizerische Offizierscorps im militärischen und gesellschaftlichen Wandel des Fin de siècle*, Zürich 1999 – Das Titelbild des Buches zeigt den Kaiserbesuch von 1912 (siehe Fig. 13).

45 Grellet, *Souvenirs d'écrivain*, S. 32.

46 «Idées nord-allemandes», *Gazette de Lausanne*, 17. Februar 1910, zit. in: Alain Clavien, *Histoire de la Gazette de Lausanne. Le temps du colonel, 1874–1917*, Lausanne 1997, S. 263.

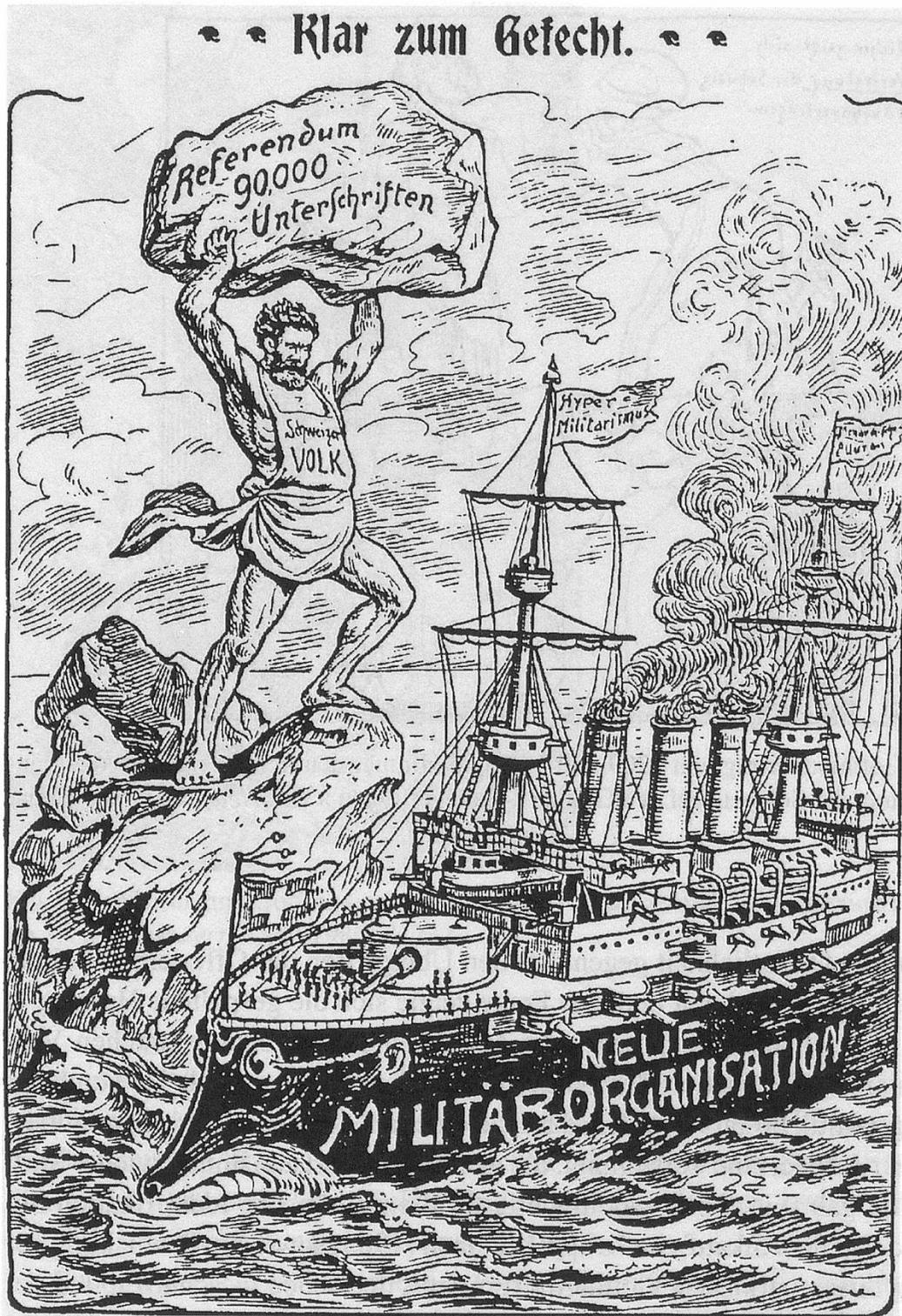


Fig. 6: In diesem Bild zur Abstimmung über die neue Militärorganisation von 1907 wird der «Hyper-Militarismus» (siehe Flagge auf dem vorderen Mast) in Anspielung an den von Deutschland lancierten Flottenbau durch ein Kriegsschiff symbolisiert. *Der Neue Postillon*, August 1907.



Fig. 7: Zum Gotthardvertrag von 1909, mit Legende «Immer deutlicher zeigt sich die glänzende Vertretung der Schweiz bei den Gotthard-Bahnverträgen.» *Der Neue Postillon*, Januar 1910, S. 4.

und den von der Öffentlichkeit gegenüber den Übergriffen der Offiziere in Schutz genommenen Soldaten. Auch in dieser Frage zeigte sich die gespaltene Haltung in Bezug auf Deutschland: der preussische Militarismus war beim einfachen Volk wenig populär, fand jedoch in den bürgerlichen Oberschichten viele Bewunderer. Die Rüstungspolitik bestärkte zudem das Bild einer am deutschen Vorbild orientierten Schweizer Armee, eine Vorstellung, die den Antimilitaristen immer wieder Stoff für ihre Kritik gab (Fig. 6). Symbolträchtig für die militärische Identifikation mit Deutschland war der Ankauf von Krupp-Kanonen (1903) sowie die Bestückung der geradezu mythisch verklärten Gotthardfestung mit deutschen Geschützen und der Armierung aus Krupp-Stahl. Da sich die Schweiz zudem an der zweiten Haager Konferenz von 1907 zusammen mit Deutschland und Österreich gegen die obligatorische internationale Schiedsgerichtsbarkeit stellte, entstand in der Öffentlichkeit der Eindruck, Bern habe sich nun weitgehend ins Schlepptau Berlins begeben.⁴⁷ Dieser Eindruck war umso stärker, als die Schweiz schon um 1900 Grossbritaniens

47 Mittler, *Der Weg zum Ersten Weltkrieg*, S. 367–368.

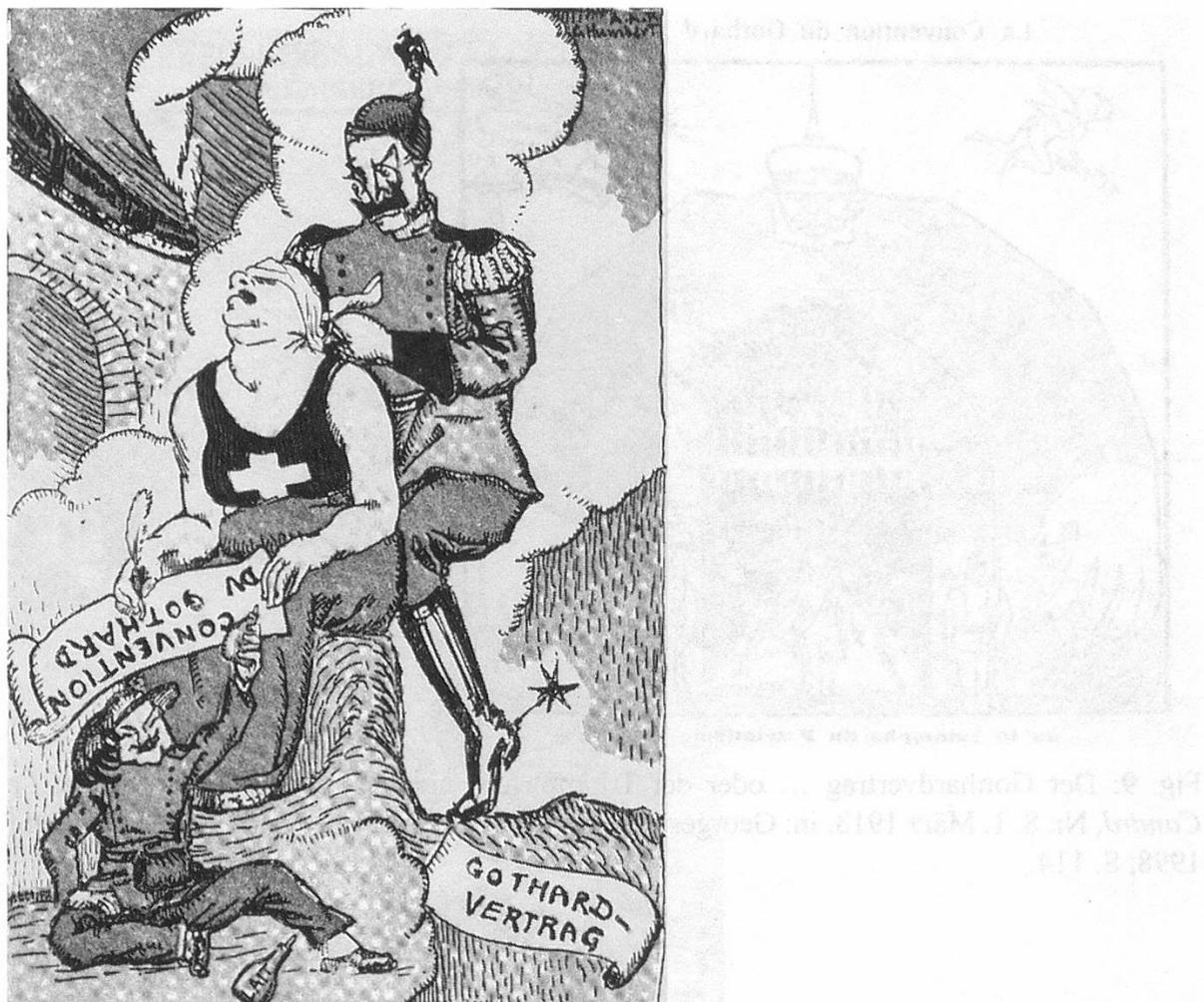


Fig. 8: Karikatur zum Gotthardvertrag, in: Georg Kreis, *Der Weg zur Gegenwart. Die Schweiz im 19. Jahrhundert*, Basel 1986, S. 232.

Krieg in Südafrika scharf kritisiert und sich damit ins Lager des deutschen Kaisers gestellt hatte. Angesichts dieser Anlehnungen an Deutschland bemerkte denn auch der äusserst gut über die schweizerischen Militärs orientierte britische Militärattaché in Rom und Bern, Delmé-Radcliff: «It seems that Switzerland is really becoming an outlying part of Germany ...»⁴⁸

Bevor wir uns dem Kaiserbesuch von 1912 zuwenden, soll noch eine letzte, das Deutschlandbild stark prägende Affäre erwähnt werden. Es handelt sich um den 1909 mit Deutschland und Italien wegen der Verstaatlichung der schweizerischen Eisenbahnen geschlossenen Gotthardvertrag. Da Deutschland und Italien den Bau

48 Zit. in: Othmar Uhl, *Die diplomatisch-politischen Beziehungen zwischen Grossbritannien und der Schweiz in den Jahrzehnten vor dem Ersten Weltkrieg (1890–1914)*, Basel 1961, S. 156; Daniel Sprecher, *Generalstabschef Theophil Sprecher von Bernegg. Seine militärisch-politische Leistung unter besonderer Berücksichtigung der Neutralität*, Zürich 2000, S. 211–238.

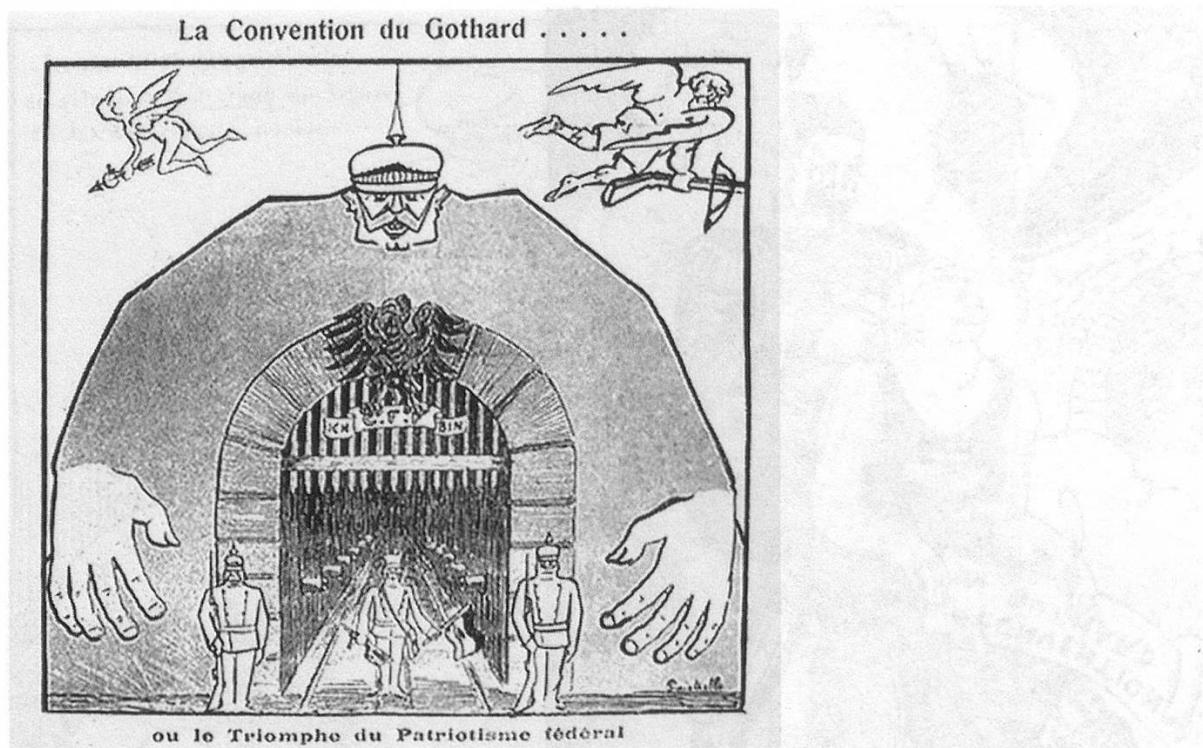


Fig. 9: Der Gotthardvertrag ... oder der Triumph des eidgenössischen Patriotismus; *Le Canard*, Nr. 8, 1. März 1913, in: Georges Andrey (Hg.), *Pressezeichnungen 1848–1998*, Genf 1998, S. 114.

der Gotthardbahn zu grossen Teilen finanziert hatten, musste der Bund bei der Übernahme der Gotthardbahngesellschaft den beiden ausländischen Vertragspartnern erhebliche Konzessionen in Bezug auf die Tarife für die zukünftige Benutzung der Schweizerischen Bundesbahnen machen. Dieser von vielen als Unterstellung unter die deutsche Machtpolitik verstandene Vertrag von 1909 bewirkte eine breite Welle des Protestes (Fig. 7–9), die schliesslich 1921 zum sogenannten Staatsvertragsreferendum führte, d.h. zum Recht des Volkes, über Staatsverträge abzustimmen.⁴⁹ Es handelt sich wohl um die wichtigste Modifikation der Verfassung jener Zeit, deren Gewicht erst heute, in der Frage des Beitritts der Schweiz zur Europäischen Union, voll zur Geltung kommt. Im *Jahrbuch der schweizerischen Eidgenossenschaft* bezeichnete man den Gotthardvertrag als «Anfang eines Kollektivprotektorates [...], etwas Ähnliches wie die internationale Suezkanalkonvention».⁵⁰ In den dem Gotthardvertrag gewidmeten Karikaturen erscheint Deutschland denn auch als herrisch-militärische, die Schweiz unterwerfende Macht.

49 Felix Bosshard, *Der Gotthardvertrag von 1909. Ein Beitrag zur schweizerischen Innen- und Aussenpolitik vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges*, Zürich 1973.

50 «Gotthardvertrag», in: *Politisches Jahrbuch der schweiz. Eidgenossenschaft* XXVI, 1912, S. 676–679.



Fig. 10: Kaiserbesuch 1912: «EIN HORT DES FRIEDENS BIST DU, UND ALS SOLCHER IMMER WILLKOMMEN», in: Kreis, *Der Weg zur Gegenwart*, S. 232.

Der Kaiserbesuch von 1912

Doch nun zum Kaiserbesuch, ein Ereignis, das zu den spektakulärsten Momenten der modernen Schweiz zählte und vielleicht nur vom Besuch Churchills im September 1946 – es handelte sich allerdings nicht um einen offiziellen Staatsbesuch – übertroffen wurde. Der Empfang in der Schweiz, am 3. September 1912, liess an Theatralik nichts vermissen (Fig. 10). Die jüngere Tochter von Bundesrat Arthur Hoffmann, der in starkem Masse dem deutschen Gedankengut jener Zeit verpflichtet war, durfte am grossen Bankett dem Kaiser mit folgenden Worten ein Blumenbouquet überreichen:

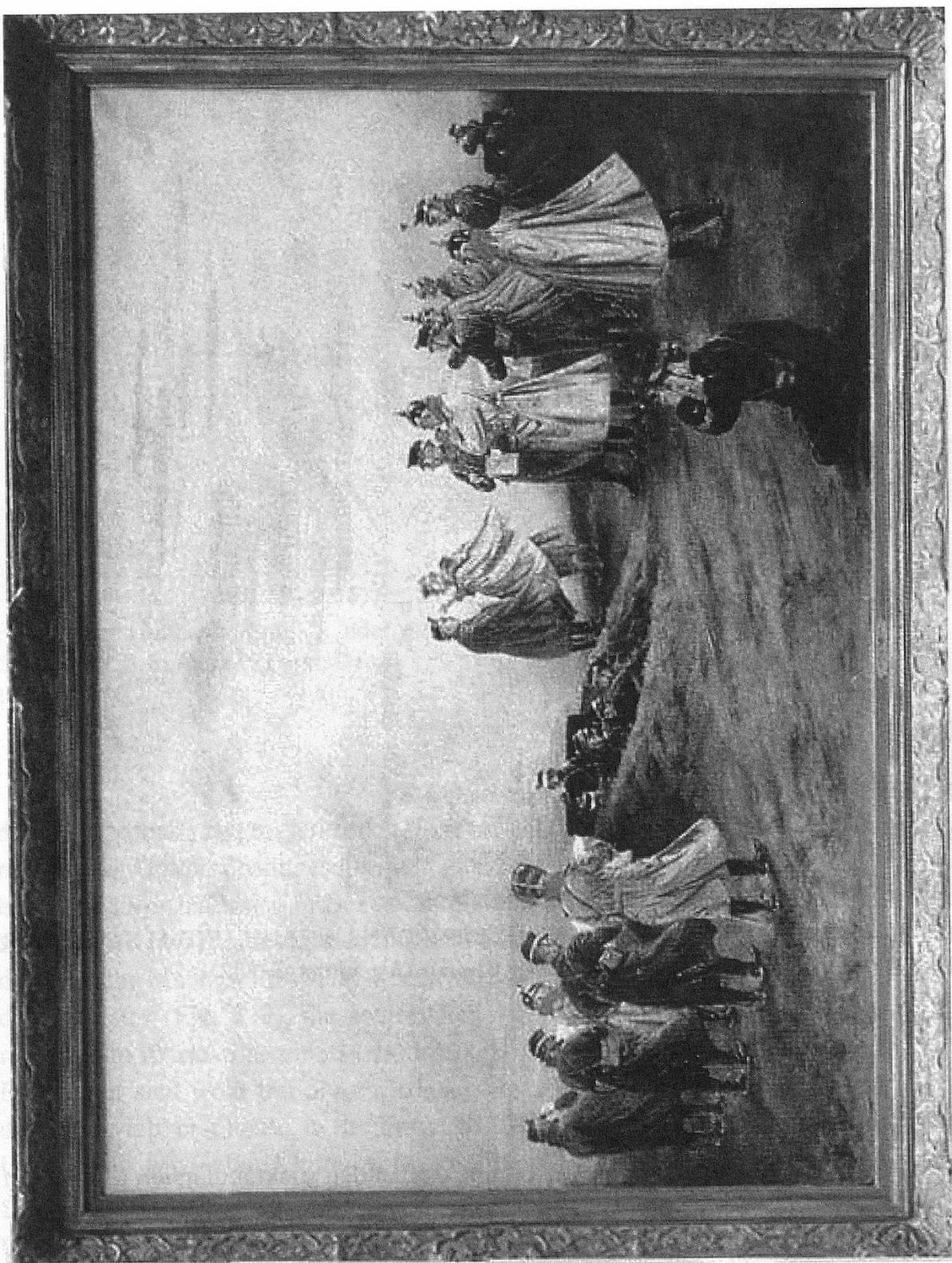


Fig. 11: Josef Klemens Kaufmann (1867–1926), *Die Kaisermanöver*.



Fig. 12: Kaisermanöver, von links nach rechts: Oberst Wille, Wilhelm II., Bundespräsident Forrer, Generalstabschef von Moltke; in: Josef Helfenstein, Hans Christoph von Tavel (Hg.), *Der sanfte Trug des Berner Milieus*, S. 31.

«Eurer Majestät hoher Besuch gereicht dem ganzen Schweizervolk zu grosser Ehre und jedes einzelne Herz schlägt höher bei dem Gedanken, Eure Majestät im eigenen Vaterlande willkommen heißen zu dürfen. Mit dem aufrichtigen Wunsche, unser liebes Land, leider nur auf Augenblicke vom langersehnten Sonnenglanze verklärt, möge bei unserem hohen Gaste nur freundliche Eindrücke hinterlassen.»⁵¹

Die euphorische, den Kaiser glorifizierende Stimmung rief auch die deutschlandbegeisterten Dichter auf den Plan. Der schon erwähnte Jakob Christoph Heer (1859–1925), dessen Roman *Der König der Bernina* (1900) in Deutschland auf der Bestsellerliste figurierte, veröffentlichte unter dem Titel «An den deutschen Kaiser Wilhelm II.» ein Gedicht, dessen letzte Strophe in aller Deutlichkeit die politischen Erwartungen und Hoffnungen der Schweizer ausdrückte:

«Und blühen wird in Bergesrunde
Die Schweiz, ein Eigenspiel der Welt,
Wenn uns in gut' und böser Stunde
Der deutsche Kaiser Freundschaft hält.»⁵²

Wilhelm II. hatte schon 1903 und 1909 sein Interesse an einem Besuch in der Schweiz angedeutet, aber der Bundesrat ging auf dessen Avancen nicht ein. Nachdem aber 1910 der französische Staatspräsident Fallières in Bern empfangen worden war, stand einem Empfang des deutschen Kaisers nichts mehr im Wege. Der Besuch von 1912 galt in erster Linie der Armee und ihren höheren Offizie-

51 Zit. in Georg Kreis, *Der Weg zur Gegenwart. Die Schweiz im 19. Jahrhundert*, Basel 1986, S. 231.
52 Zit. ebenda, S. 232.

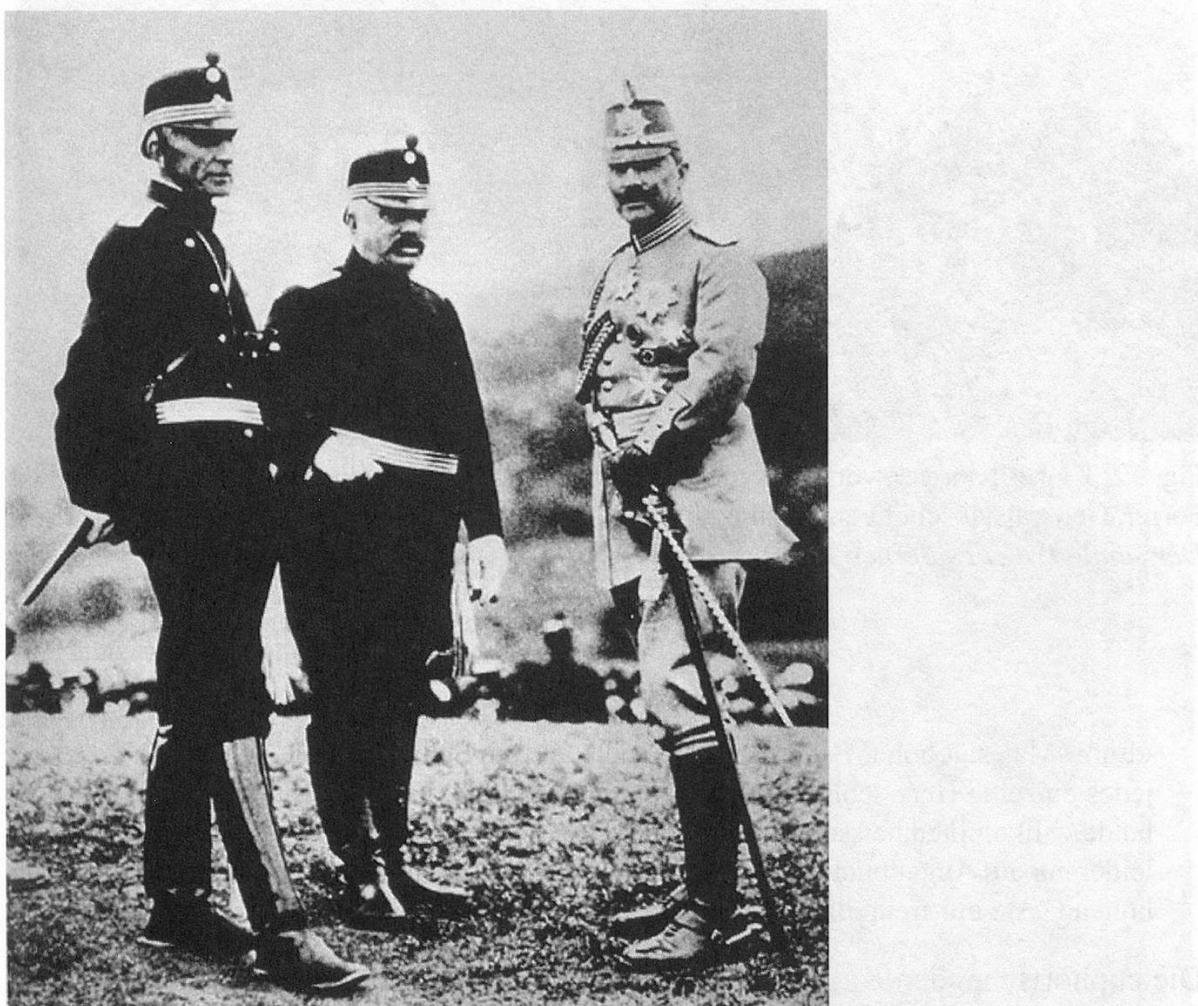


Fig. 13: Eine der bis heute immer wieder reproduzierten Aufnahmen von Generalstabschef von Sprecher, Oberst Wille und Wilhelm II. an den Manövern von 1912.

ren (Fig. 11). Die Pläne Deutschlands für einen Angriff auf Frankreich waren weitgehend ausgearbeitet, so dass auch die Rolle der eidgenössischen Armee feststand. Mit seinem Besuch der Herbstmanöver 1912 (Fig. 12, 13 und 14) bekräftigte Wilhelm II. symbolisch die ihr zugeschriebene Flankenstellung, mit der sie im Kampf gegen Frankreich den linken Flügel der Deutschen zu sichern hatte. Wilhelm der II. soll diesbezüglich gesagt haben: «Sie sparen mir 300'000 Mann ...» Rasch hatte sich auch das Gerücht verbreitet, der Kaiser habe beim Beobachten der Manöver der Truppe den Satz fallen lassen: «Potz Tausend, das können die Belgier nicht!»⁵³

53 Hans Rudolf Kurz, «Der deutsche Kaiserbesuch in der Schweiz (1912)», *ASMZ* 128, 1962, S. 489–496; Edgar Bonjour, *Geschichte der schweizerischen Neutralität*, Bd. II, Basel 1970, S. 100.

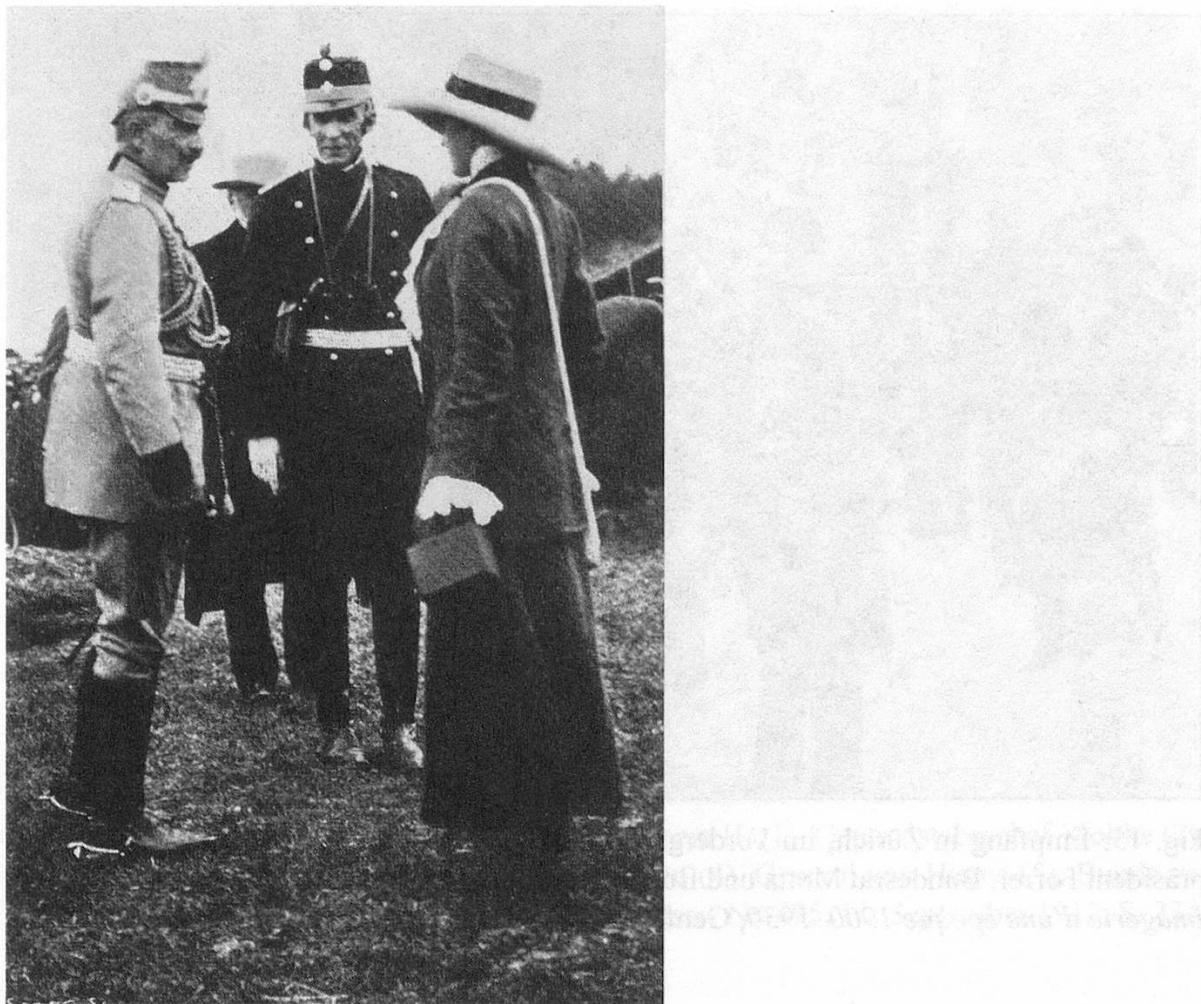


Fig. 14: Generalstabschef von Sprecher stellt Wilhelm II. (links) seine Tochter vor; *La Patrie suisse*, Nr. 495, 11. September 1912, S. 230.

Da es mir hier nicht um die militärischen, strategischen und diplomatischen, die Schweiz ins Kielwasser der deutschen Politik führenden Verstrickungen geht, verlassen wir diese Thematik und wenden uns abschliessend nur noch einigen der in der Presse und den illustrierten Blättern weit verbreiteten Bilder des Besuchs zu. Wilhelms II. Auftritte imponierten ohne Zweifel selbst biederem Schweizer und Schweizerinnen. Pierre Grellet hatte dies schon im Rückblick auf seinen Berliner Besuch von 1905 eindrücklich beschrieben. «Dieser Kaiser ist sehr spektakulär. Seine Präsenz in der Hauptstadt konnte nicht übersehen werden. Man konnte kaum ausgehen, ohne ihn im Landauer vorbeifahren zu sehen, immer in einer andern Uniform, von den Untertanen beklauscht. Er besuchte ein- oder zweimal in grosser Aufmachung die Universität, um, da er sich für alles fähig erachtete, neue Vorlesungen zu eröffnen. Einmal insbesondere erschien er mit einem glänzenden Helm bedeckt



Fig. 15: Empfang in Zürich, im Vordergrund von links nach rechts: Wilhelm II., Bundespräsident Forrer, Bundesrat Motta und Bundesrat Hoffmann (in Uniform!), *Suisse profonde. Imagerie d'une époque 1900–1930*, Genf 1990, S. 136.

und in lackierten Stiefeln, einen blendend weissen, im Wind flatternden Mantel übergeworfen. Man hatte Lust, den Hochzeitsmarsch des Lohengrin anzustimmen.»⁵⁴

Für die stolze Familie von Oberst Wille war der Besuch des Kaisers eine sowohl gesellschaftliche wie militärische Anerkennung. Die Tagebucheintragungen von Renée Schwarzenbach-Wille, der Tochter Ulrich Willes, geben davon ein beredtes Zeugnis ab.⁵⁵ Auch die andern gesellschaftlichen Oberschichten der deutschen Schweiz näherten sich mit Bewunderung und Enthusiasmus dem Kaiser und seiner Begleitung. Allein Bundesrat Forrer, der in seiner Funktion als Bundespräsident den Kaiser offiziell zu empfangen und begleiten hatte, schuf mit seinem unzeremoniellen Auftreten und seiner biederer Kleidung ein wenig Distanz (Fig. 15 und 16). Wilhelm II. hatte für die Manöver absichtlich eine Uniform gewählt, die jener der schweizerischen Offiziere ähnlich sah. Bei den öffentlichen Auftritten

54 Grellet, *Souvenirs d'écrivain*, S. 35.

55 Alexis Schwarzenbach, *Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie*, Zürich 2004, S. 96–98.



Fig. 16: Ankunft in Bern, 6. September 1912: Wilhem II. (1), Generalstabsschef Moltke (2), Bundespräsident Forrer (3), 4. General von Plessen (4), General von Huene (5), Bundesrat Müller (6), Graf von Fürstenberg (7); *La Patrie suisse*, Nr. 495, 11. September 1912, S. 234.

dominierte allerdings der grosse Staat, mit flatternden Umhängen, bebuschten Helmen und ordenübersäten Uniformen. Die Bevölkerung drängte sich am Rande der Strassen (Fig. 17), wo die kaiserliche Suite mit ihrem schweizerischen Gefolge vorüberdefilierte. An der Bahnhofstrasse in Zürich sollen bis zu 1000 Franken – dies entsprach dem Jahresgehalt einer Arbeiters – für einen Fensterplatz bezahlt worden sein. Das Ereignis wurde nicht nur von der Presse, sondern auch von den Photographen und Kameraleuten der erst seit kurzer Zeit praktizierten Filmreportagen umfassend dokumentiert.⁵⁶

Der Besuch Wilhelms II. wurde auch in literarischen Texten verewigt. In Meinrad Inglins zeitgeschichtlichem, die Jahre 1912 bis 1918 umfassenden Roman *Schweizerspiegel* findet sich gleich zu Beginn eine mehrseitige, im wahrsten Sinne des Wortes «majestätische» Beschreibung dieses Ereignisses, in dessen Zentrum der Besuch an den Manövern stand:

56 Ausschnitt der Filmreportage in: Monique Pavillon und Hans Ulrich Jost, *Cine-Klicks und Einsichten der modernen Schweiz*, CD Ciné-Clio CH98, Zürich 1998.



Fig. 17: Der Empfang Wilhelms II. in Bern, 11. September 1912, *La Patrie suisse*, Nr. 495, 11. September 1912, S. 236.

«Dort oben stieg ein wohlgewachsener uniformierter Mann aus dem Wagen, wandte sich auffällig lachend noch einmal den übrigen Insassen zu, mit einer witzigen Bemerkung vielleicht, und ging dann festen Schrittes zur Böschung, wo er stehenblieb. Während dieser wenigen Schritte erstarb sein Lachen, der letzte Rest von Heiterkeit wich aus seiner Miene. Vom vollen Schein der Sonne getroffen, die sich aus den östlichen Randnebeln erhoben hatte, blieb er in grossartiger Haltung über dem Volke stehen, die behandschuhte Linke auf dem Säbelkorb, in der Rechten lässig gesenkt den Stab eines Feldmarschalls, die linke Brustseite mit Orden geschmückt, den Kopf mit dem steilen Käppi ein wenig nach rechts gedreht; man erkannte seinen Schnurrbart, dessen forsch aufgerichtete Enden nach den ausgeprägten Backenknochen zielten, seine schönen Augen mit dem stolzen Ernst im Blick, sein ganzes, männlich straffes und selbstbewusstes Gesicht, das berühmteste Gesicht dieser Zeit. Er war es, Wilhelm der Zweite, der deutsche Kaiser.»⁵⁷

Der Waadtländer Journalist Pierre Grellet hat dem Besuch in seinen *Souvenirs d'écrtoire* ein eigenes Kapitel gewidmet. Als engagierter Vertreter der französischen Schweiz ging er allerdings auf Distanz und nahm dem Ereignis durch anekdotische Ausschweifungen ein wenig die Würde. Um seine Hinneigung zu Frankreich ins rechte Licht zu rücken, begann er mit einem Hinweis auf den französischen General Pau, der sich unter den Besuchern der Kaisermanöver durch

⁵⁷ Meinrad Inglin, *Schweizerspiegel*, Neue Fassung, Zürich 1955, S. 10.



Fig. 18: Wilhelm II. am Bärengraben, 6. September 1912, *La Patrie suisse* 495, 11. September 1912, S. 236.

seine einfache Erscheinung vorteilhaft vom kaiserlichen Pomp abgehoben habe. Dann beschrieb er genüsslich, wie Wilhelm II. und seine Entourage vergeblich versuchten, den Bären im Berner Bärengraben die hingeworfenen Karotten schmackhaft zu machen (Fig. 18 und 19). «Der Kaiser», schrieb Grellet am Schluss, «schien sich zu fragen, was er hier noch zu suchen hatte.»⁵⁸

Man könnte wohl nun stundenlang über diese Bilder und deren Rezeption in der Schweiz diskutieren. Bilder sind polymorph und können zudem vom jeweiligen Betrachter in die verschiedensten Perspektive geschoben werden. Was mich betrifft, möchte ich meine Ausführungen mit zwei Bildern abschliessen, die vielleicht die zwei typischsten, sich dialektisch entgegenstehenden Wahrnehmungen jener Zeit darstellen. Auf der einen Seite die Karikatur Wilhelms II. vor den Mythen, dem Berg der Wiege der Eidgenossenschaft (Fig. 20), und auf der andern Seite Generalstabs-

⁵⁸ Grellet, *Souvenirs d'écritoire*, S. 101.

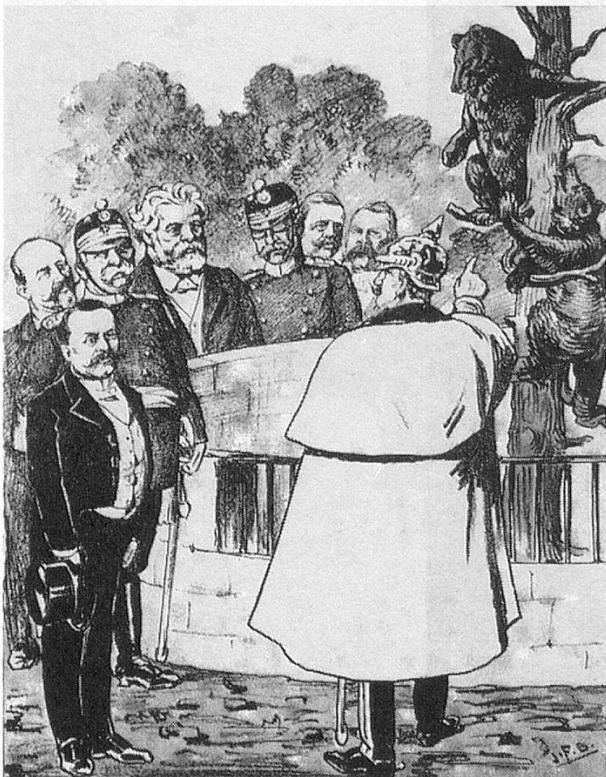


Fig. 19: «Ihre Bären erinnern mich lebhaft an das Berliner Wappentier – haben blass nicht die grosse Schnauze.» in: Kreis, *Der Weg zur Gegenwart*, S. 232.

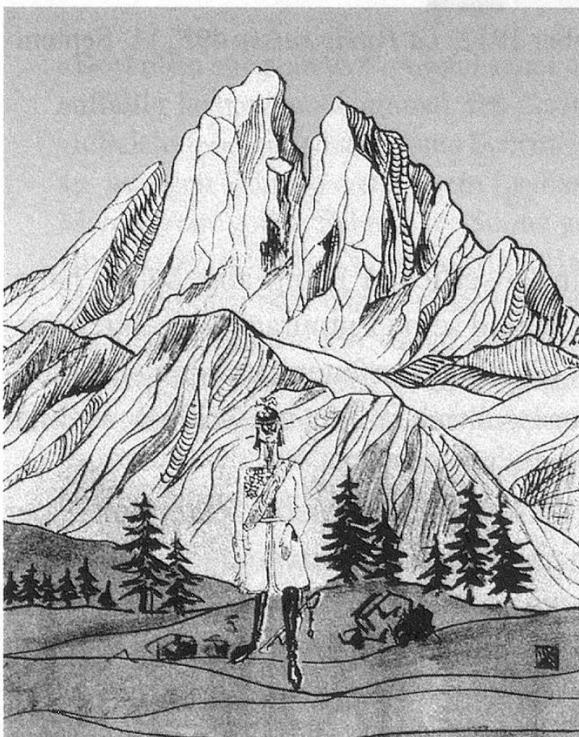


Fig. 20: «Zwei Majestäten», *Der Neue Postillon*, 7. September 1912.



Fig. 21: Generalstabschef von Moltke, Ausschnitt aus dem Film über den Kaiserbesuch von 1912, in: Pavillon/Jost, *Cine-Klicks und Einsichten der modernen Schweiz*.

chef Moltke bei der Ankunft im Bahnhof Zürich (Fig. 21). Ebenso sehr wie der Glanz des Kaisers drängt sich im Deutschlandbild der Schweizer die rohe Militär- und die dahinter stehende Wirtschaftsmacht in den Vordergrund, während die dem Reich gegenüber kritischen Geister ihren Gefühlen am wirkungsvollsten mit Ironie Ausdruck zu geben vermögen. Eine ähnliche, zwischen wirtschaftlich und kulturell begründeter Bewunderung und misstrauischer Frustration gegenüber dem grossen Kanton – so eine ebenfalls im Volksmund gebräuchliche Bezeichnung Deutschlands – beruhende Dichotomie der Gefühle bestimmt vermutlicherweise bis heute das Deutschlandbild der Schweizer.



Ein weiterer Aspekt der Beziehung zwischen Deutschland und der Schweiz ist die kulturelle Auseinandersetzung, die sich in den Jahren der Kritik an der Deutschen Inflation und des Deutschen Weltkriegs abspielte. Diese Kritik war nicht nur eine Reaktion auf die politischen Veränderungen, die Deutschland durchgemacht hatte, sondern auch auf die kulturellen und sozialen Veränderungen, die Deutschland während des Weltkriegs erfahren hatte. Die Schweiz, die sich als neutral und unabhängig präsentierte, sah sich in einer schwierigen Position, da sie sowohl die Kritik an Deutschland als auch die Kritik an den eigenen politischen und sozialen Veränderungen zu bewältigen hatte.

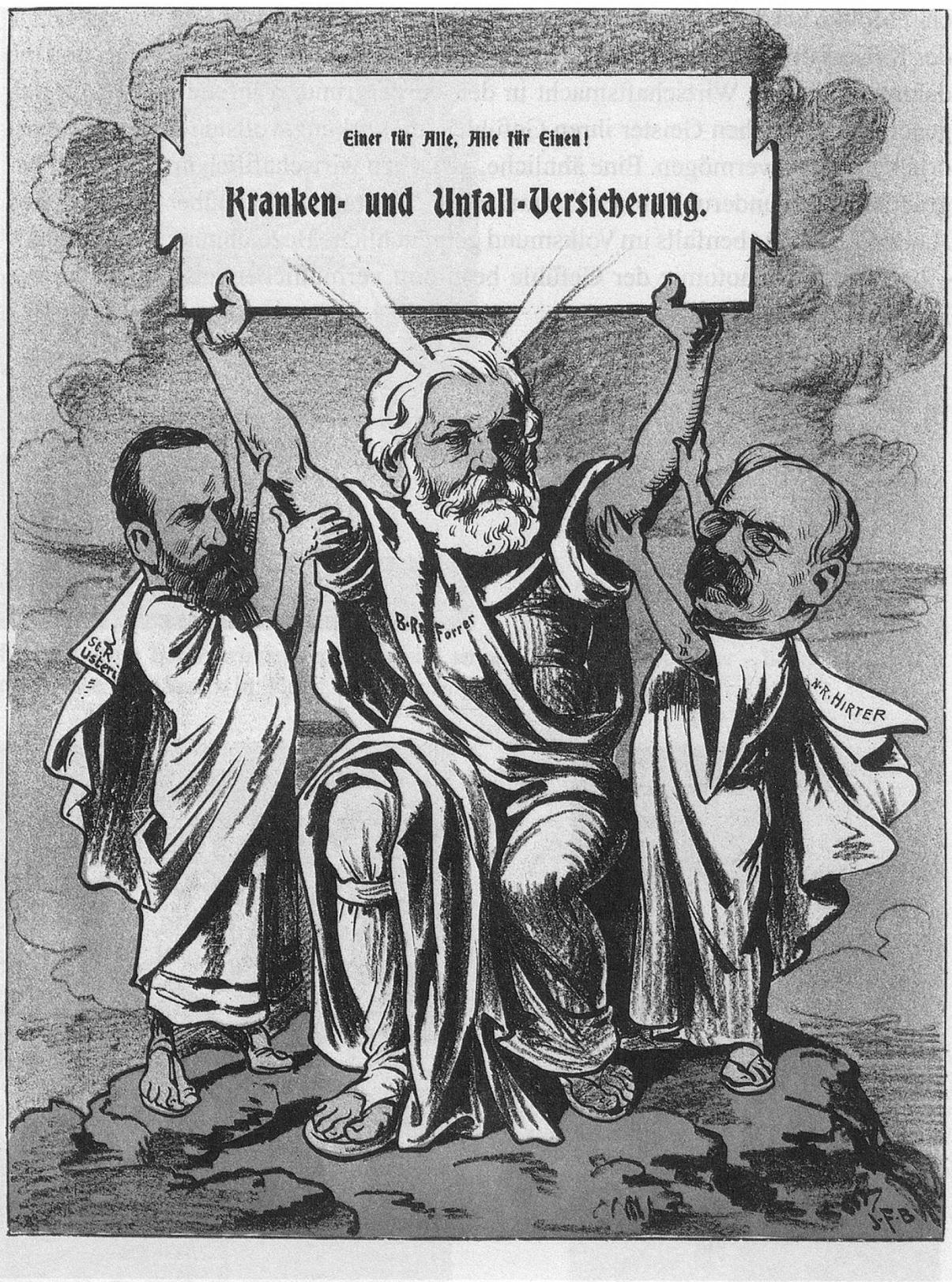


Fig. 20: *Alles Macht dem Herrn Frieden*, 7. September 1912

Fig. 21: Der Sozialstaat von Motte Auszüge aus dem *Herr über den Kaukasus* von
Der Sozialstaat als göttliches Gebot (wie Abbildung 2, S. 58).